Des deutschen Kriegers inneres Erlebnis

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer
Stuttgart 1917

A. g. XIII.

Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

Des deutschen Volkes Meisterjahre

Der letzte Wille der Gefallenen

Von Hochschulprofessor Dr. Carl Kindermann

300 große Seiten geheftet 3 M., in Pappe gebunden 3.50 M.

Der als Schriftsteller und Redner bekannte Verfasser schafft in dem Werke starke Grundlagen für dauernde Einheit und höchste Kraftentfaltung

Inhalt. Einleitung: „Stirb und Werde" als Leitidee alles Lebens. Verworrenheit der Meinungen über die Zukunft; unsere Aufgaben. Charakter und Bedeutung einer wohlgegliederten Gesamtüberzeugung.

I. Die kommende Gesamtrichtung des deutschen Volkes nach innen und außen

1. Welche Richtkräfte läßt die nächste Gegenwart erkennen? / 2. Welches sind die tiefern Wurzeln dieser Kräfte in den letzten Jahrzehnten? / 3. Wie begründen sie sich aus leitenden wissenschaftlichen, religiösen, künstlerischen Ideen? / 4. Ihre einheitliche und wohlgegliederte Entfaltung in der Zukunft; die Satzung für des deutschen Volkes Meisterjahre.

II. Die Ausgestaltung der Gesamtrichtung im Naturleben, Einzelleben, Volksleben, Völkerleben

1. Heimat und Vaterland / 2. Naturkräfte, Volksgesundheit, Körperpflege / 3. Boden; Boden- und Wohnungsreform / 4. Rasse und Bevölkerung / 5. Frauenwelt; Mutter, Erwerberin, Bürgerin / 6. Deutsche Sprache und Redekunst / 7. Persönlichkeit, Familie, Geselligkeit / 8. Jugend; Erziehung und Unterricht / 9. Volkswirtschaft; Gleichgewicht, Sozialpolitik, Kriegswirtschaft / 10. Landwirtschaft / 11. Handwerk und Industrie 12. Handel und Verkehr / 13. Presse / 14. Leitende Stände in Wechselwirkung mit dem Volksleben und miteinander / 15. Religion / 16. Staat und Selbstverwaltungskörper / 17. Kunst / 18. Wissenschaft / 19. Völkerleben; Gleichgewicht, Weltkrieg, Frieden / 20. Kolonialwesen

Schluß: Die abwägende Gesamtrichtung kein Schwanken, keine Schwäche; die Quelle größter Kraftsparung, Kraftsammlung und höchster Seltenheit. Deutschland durch sie ein wirkliches Führervolk. Sie der alleinige Hort eines dauerhaften Gleichgewichts nach innen und außen.

Des deutschen Kriegers inneres Erlebnis

Stuttgart 1917
Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer

„Ich bin der Reden so voll, daß mich der Odem in meinem Innern ängstet.

Siehe, mein Inneres ist wie der Most, der zugestopft ist, der die neuen Schläuche zerreißt.

Ich muß reden, daß ich mir Luft mache; ich muß meine Lippen auftun und antworten."

Hiob 32, 18—20.

940.9108
D4892
July 26, 1923.

Inhalt

Seite

1. Das Erlebnis einer neuen Geburt 5
2. Erfahrungen des neu Geborenen 20
   Glaube und Wissenschaft 22
   Kreuz Christi und Lebensfreude 24
   Friede Gottes und Krieg 26
   Das Rätsel des Lebens 29

P 44172

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/desdeutschenkrie00lind

„Die Wissenschaften blühen, die Künste gedeihen, eine Lust zu leben!“

Das Wort Ulrichs von Hutten kommt mir in den Sinn, da ich an jene, ach! nur zu lange zurückliegende Zeit denke, als Europa sich noch des Friedens erfreute, da ich mir meine eigene damalige Persönlichkeit lebendig vergegenwärtige.

Gewiß, wir gingen mancherlei Irrwege, zeigten mancherlei Auswüchse. Indeß diese Auswüchse waren keineswegs der Art, daß sie den Grundzug unseres Wesens überwuchert hätten, das gute und gesunde Gefühl, daß Gott sich freut an den Werken seiner Hand, an allem, was da kreucht und fleucht, am meisten aber an der Krone seiner Schöpfung: dem Menschen. Frei und schön sollte sich diese herrlichste Blume seiner Erdenwelt entfalten. Die möglichst vielseitige, ja allseitige Ausbildung der menschlichen Persönlichkeit, das Ideal der Renaissance, das Ideal des griechischen Altertums, es war auch das unsere.

Und wie ganz andere, wie viel bessere Wege fanden wir, diesem Ideal nachzujagen. Wie wuchsen unter unseren Händen Zeit und Raum, um unseren Geist mit neuem Bildungsstoff zu versehen. Die Geschichtswissenschaft ließ uns einen Blick tun in das Wesen ganzer vergangener Epochen. Fernrohr, Lupe, chemische Retorte und das ganze Rüstzeug der modernen Naturwissenschaft lehrten uns das Weltall bis in unendliche Ferne, bis ins kleinste Detail kennen. Die Fesseln, in die die Religion des dunklen Mittelalters den menschlichen Geist geschlagen hatte, zersprangen. Wir glaubten nicht länger an Hölle noch Teufel. Der finstere Aberglaube versank. In uns und um uns ward es licht und klar. Die nächtlichen Räume, in denen die Dämonen ge-

spukt hatten, wurden von der Fackel erhellt, die die Wissenschaft uns entzündete. Unser Leib, der von einem feindseligen Glauben so lange mit Verachtung gestraft war, sah sich wieder eingesetzt in seine königlichen Rechte, sah sich freudig gepflegt als ein Tempel des Geistes, ein Ebenbild Gottes. Gleichzeitig befreiten wir uns von den sozialen Gebundenheiten der Vergangenheit. Das Vorrecht der Geburt wurde mehr und mehr verdrängt von dem Vorrecht des Verdiensts. Der in dürftige Verhältnisse gebannten Begabung wurde es erleichtert, sich Bahn zu brechen. Die verbesserten Verkehrsmittel erlösten uns von der Abhängigkeit, in der der Grund und Boden den Menschen gehalten hatte. Es begann das Zeitalter der Freizügigkeit, und durch die ungewohnte Umgebung, durch Mischungen des Blutes, durch neue Eindrücke und Einflüsse aller Art angeregt und aufgeregt, begann der Mensch sich tätiger zu regen. Dampfschiff und Eisenbahn vermittelten uns die Kenntnis neuer Erdteile, ja führten uns in Person dorthin. Tüchtige Techniker und Kaufleute enthoben uns der nächstliegenden, drückenden Sorge ums tägliche Brot, auch von dieser Seite begannen wir leichter zu atmen, konnten unsere Arbeitskraft anderen, edleren Aufgaben widmen, Aufgaben, wie sie die erweiterte Welt in immer reicherem Maße uns stellte. Den südlichen Himmel allein behielt Griechenland vor uns voraus. In allem anderen waren wir glücklicher daran als es.

Gewiß, die Zeit war trotz allem weit davon entfernt, ein Vollkommenes zu sein. Die Freiheit war uns noch ein zu ungewohntes Gut, als daß wir sie immer richtig genutzt hätten. Die plötzliche Beseitigung äußerer Schranken führte vielfach zu Ausschreitungen. In der dumpfen Luft der Knechtschaft, die wir bisher geatmet hatten, war unser Charakter noch nicht zu voller innerer Festigkeit gereift und erstarkt. Der Gefangene, der lange Jahre hinter Kerkermauern geschmachtet hat, erkrankt, wenn ihn plötzlich ein freier Lufthauch trifft. Der Mann, der gehungert hat, übernimmt sich, wenn er an eine reiche Tafel gesetzt wird. Das mißverständliche Schlagwort vom „Sich-Ausleben“ verwirrte manche

Gemüter, man lebte aus der Laune und dem Augenblick, statt aus dem Ganzen der Persönlichkeit. Das Geld, statt dem Leben zu dienen, es von Hemmungen zu befreien, es freier und leichter zu gestalten, zwang vielmehr umgekehrt das Leben in seinen Dienst, ward vielfach Selbstzweck oder Mittel zu jener soeben gekennzeichneten falschen Art des Sich-Auslebens. Die Mannigfaltigkeit der Eindrücke verführte zur Oberflächlichkeit. Die Masse des Wissensstoffes erdrückte uns. Wir dachten zuviel, als daß wir all unsere Gedanken in Tat und Wirklichkeit hätten umsetzen können. Unser Denken und unser Handeln ging gewissermaßen in verschiedenen Welten vor sich; es fiel auseinander, statt sich zu schöner Einheit zu verknüpfen. Wir ermangelten einer geschlossenen Weltanschauung. Das Jahrhundert zeigte greisenhafte Züge in der Unfruchtbarkeit seiner Vielwisserei.

Und doch, in seiner Gesamtheit war es alles andere als greisenhaft, war es vielmehr unendlich lebendig, ein Zeitalter voll gärender, brodelnder, schäumender Entwicklung, in dem die soeben angedeuteten Mängel gewissermaßen die Rolle von Kinderkrankheiten spielten. Welch ungeheure Arbeit wurde geleistet, diese Mängel auszumerzen! Wie begannen wir ihrer schon Herr zu werden! Wie voll und reich flutete unser Leben dahin unter der Fülle all der Erfahrungen, Genüsse, Anregungen, Aufgaben, vor die wir uns gestellt sahen! Wahrlich: „Eine Lust zu leben!“

Da, plötzlich, kam der Krieg. Über Nacht war er aus der Erde gewachsen. Nun stand er vor uns, drohend, gewaltig, ein großer Unbekannter.

Ein Gefühl, gemischt aus Grauen und Freude, überkam uns. Was würde der Schreckliche uns bringen? Er, den wir nur aus Sang und Sage kannten, nun sollten wir ihm von Angesicht zu Angesicht gegenübertreten. Welch unverhoffte, unerhörte Bereicherung unserer Erfahrung. Welch unglaubliche Befriedigung unserer Abenteuerlust. Welch unvergleichliche Belastungsprobe für unseren Charakter. Wie durften wir hoffen, an diesem Erlebnis zu wachsen, zu reifen, zu erstarken. Der Tod, diese häßliche

Tatsache, diese schon oft lästig empfundene Beeinträchtigung unseres lebensfrohen, von Optimismus getragenen Daseins, nun sollten wir uns auch mit ihm auseinandersetzen, auch mit diesem dunkelsten Fleck, der unsere Welt noch verunzierte, endlich einmal fertig zu werden suchen.

Allein der Krieg war furchtbarer, als wir geahnt hatten.

Wie hatten wir an unserem Ich gearbeitet, wie hatten wir uns gemüht, es zu einem wahren Kunstwerk auszugestalten. Nun aber genügte der Zufall eines Augenblicks, genügte ein dummes Stück Eisen, um das Götterbild grausam zu zerfetzen und zu zerfleischen und unser Leben auszublasen gleich einem Licht. Der Vornehme, der Gebildete, der, der aus sich etwas gemacht hatte, er war nun nicht mehr wert, ja, er leistete womöglich noch weniger als der erste beste Taugenichts, der seine Sache auf nichts gestellt hatte. Seelenlose Mordmaschinen rafften gleich einem Ungewitter die blühende Jugend dahin. Dieser Krieg hatte etwas seltsam Unpersönliches, und gleichsam aus leeren Augenhöhlen starrte er auf uns herab. Wie Lumpen erschienen uns die Kleider an unserem Leibe, wenn Riesengeschosse die Luft durchheulten, gräßlich krachend zersprangen, und frierend, gleich den rohen Höhlenbewohnern der Urzeit, verkrochen wir uns in unsere Erdlöcher. Den eine glückliche Mutter einst auf ihren Knien gewiegt, den sie mit zärtlicher Fürsorge umgeben hatte eine ganze lange Jugend hindurch, nun hing er im Stacheldraht, einsam und verlassen, einige Stunden noch vergebens um Hilfe wimmernd, dann ein lebloser Klumpen Fleisch, ein Stück Aas, den Ratten und Würmern zur Beute. Sollte man nicht meinen, daß Gott im Himmel seine Freude hätte haben müssen an den Regungen eines Mutterherzens, den stärksten, edelsten und uneigennützigsten, die das Menschenherz kennt? Und das der Lohn, das der Erfolg ihrer selbstlosen Hingabe! Das das Ende!

Welch fürchterliches Handwerk vollends, auf den eigenen Mitmenschen zu schießen, zumal wenn man ihm — entgegen den sonstigen Gepflogenheiten des modernen Krieges — doch einmal Auge in Auge gegenübertrat.

Ja, nicht allein, daß der Tod unserem Leben ein vorzeitiges und schauervolles Ende zu bereiten drohte, auch das Leben selbst hatte seinen Reiz verloren. Der Stellungskampf hielt uns an den Ort gefesselt. Wir lebten wie Gefangene. Schneckengleich krochen die täglichen Berichte der Heeresleitung dahin. Unerträglich war das Einerlei der Zeitungen, unserer einzigen Lektüre. Mit dem leiblichen war auch der geistige Komfort dahingeschwunden. Eine nichtstuerische Unruhe erfüllte unsere Zeit. Wir ermangelten jeder geregelten Tätigkeit. Die Zeit spielte mit uns, statt daß wir ihr das Gesetz gegeben hätten. Die Ungewißheit, in der wir schwebten, machte uns unlustig und schließlich unfähig, über den Tag hinaus zu denken. Je länger der Krieg dauerte, je mehr lastete das wie ein Druck auf uns. War dieses Leben überhaupt noch lebenswert?

Solche und ähnliche Empfindungen quälten uns vor allem, wenn der Krieg uns eine Ruhepause gönnte und wir Zeit und Muße fanden, über das Erlebte nachzudenken. Doch ach! All unser Grübeln führte niemals zu einem Ergebnis. Immer blieb die Tatsache Krieg in ihrer ganzen Unerklärlichkeit und Abscheulichkeit bestehen und ließ sich nicht hinwegdrehen noch deuteln.

Man faßte schließlich den verzweifelten Entschluß, überhaupt nicht mehr zu denken. Man versuchte den Krieg als einen wüsten Traum anzusehen, den man so oft und so lange wie möglich vergessen müßte. Man könnte sonst leicht den Verstand darüber verlieren. Man machte sich klar, daß der Krieg ja schließlich nur eine Episode im Leben der Völker wäre, nach deren Verlauf alles wieder gut sein würde wie zuvor.

Allein die Episode begann reichlich lange zu dauern. Würden wir jemals vergessen können, was wir erlebt hatten? Hatte es nicht zu tiefen Eindruck auf uns gemacht?

Und war denn überhaupt der Friede so ganz anders und besser gewesen als der Krieg? Hatte dieser nicht nur den Schleier weggezogen von dem Bilde der Wahrheit, zeigte er sie uns nicht nur einmal unverhüllt, diese Wahrheit, die vielmehr im Grunde immer

die gleiche gewesen war? Krankheit und Tod, die sich jetzt auf der Straße breit machten, im Frieden hatten sie sich in das Dunkel der Krankenzimmer, in die Stille eingefriedigter Kirchhöfe verkrochen. Wir hatten sie nicht gesehen, hatten die Augen davor zugemacht, Vogel-Strauß-Politik damit getrieben. Aber dagewesen waren sie darum nicht minder. War nicht mancher Strohtod langwieriger, qualvoller, schwerer als der auf dem Schlachtfeld? Hatten wir nicht schon im „Frieden" einen zwar versteckten, aber darum nicht minder erbarmungslosen Kampf untereinander geführt? War es nicht Gewalt, wenn Pflanzen und Tiere zuhauf ihr Leben lassen mußten, um uns als Nahrung zu dienen? Zeigte uns nicht das Mikroskop, wie auch wir hinwiederum unser Leben täglich, stündlich zu verteidigen hatten gegen eine Unzahl winziger Organismen, die uns feindlich waren? Ja, auch in diesem Krieg selbst trat die zugrunde liegende naturgesetzliche Notwendigkeit deutlich hervor, da vielleicht keines der an ihm beteiligten Völker ihn eigentlich gewollt hatte. „Alles Leben ist Raub", sagt Hebbel.

Nein, am Krieg konnte man nicht vorbeigehen. Man mußte sich mit ihm auseinandersetzen.

Da, plötzlich, machte man eine sonderbare Erfahrung.

Man war, aus irgendeinem Grund, in die Heimat zurückgekehrt. Vom Standpunkt des lebensfrohen Genußmenschen, der man bisher gewesen war, hätte man sich darüber freuen müssen. Ähnelte doch dieser Zustand noch am meisten dem geliebten Frieden von einst. Konnte man doch so wenigstens einen Teil des Krieges auf harmlose und unschädliche Weise herumzubringen suchen.

Allein man stand da auf einmal unter dem instinktiven und elementaren Eindruck, als ob man auf einer flachen, unfruchtbaren Sandbank säße, an der vorbei ein gewaltiger Fluß seine Fluten rauschend wälzte, dem unbekannten Meere zu. Man fühlte sich ausgestoßen von diesem brausenden Strom des Lebens. Man glaubte ein kümmerliches Dasein in den trüben, stockenden Gewässern des Randes zu fristen. Man würde bald vollends auf dem Trockenen sein, am Ufer, daneben. Ausgeschieden. Lebendig tot.

Das saubere Linnen, mit dem unsere Tafel einmal wieder gedeckt war, das ganze Behagen eines eigenen Heims, die Liebkosungen eines zärtlichen Weibes, alles, was man uns bot, was uns das Leben sonst angenehm und wert gemacht hatte, es erschien uns jetzt schal und leer. Konnten wir die da draußen vergessen, sie, die die Fülle der Schmerzen auf sich nahmen, um desselben Vaterlandes willen, das auch unser Dasein hegte und trug? War es die Zeit, dem eigenen kleinen Ich zu leben, wo die eisernen Würfel des Schicksals um das Ganze fielen? Die Klugen, die sich daheim und in der Etappe herumdrückten, die jeder gesund Empfindende verachtete, waren das wirklich die, die man sich als Vorbild erkiesen sollte?

Jauchzend sahen wir die Jungmannschaft Alldeutschlands ins Feld ziehen, um sich selbst — einem ver sacrum der Alten vergleichbar — dem großen Ganzen als Opfer darzubringen. Mütter und Gattinnen gaben willig ihre Söhne, ihre Männer dem Vaterlande. Nicht jagte man mehr dem flüchtigen Genuß nach, man wollte sein Leben mit dem gediegeneren Inhalt der Arbeit erfüllt sehen. Man heischte keine Rechte mehr, man sehnte sich nach Pflichten. War es nicht ein Zeichen der Zeit, wenn dieses bislang so genußsüchtige Geschlecht in Scharen zu den Altären eilte, um die ernste Verantwortung einer Ehe auf sich zu nehmen? Neue, ungeahnte Gemeinschaftsgefühle schossen in uns auf. Der bislang mehr theoretisch gefaßte Gedanke, daß der einzelne nur ein Glied ist in der Kette der Geschlechter, im Ganzen des Volks, er schickte sich an, Leben und Wirklichkeit zu werden. Wir wurden uns endlich einmal bewußt, wie unser eigenes kleines Dasein nur auf dem Boden einer Gesamtheit wächst, wie Unermeßliches wir dieser Gesamtheit verdanken. Keiner erhob mehr den Anspruch, sich selbst zu leben. „Sich aufzugeben ward Genuß.“ Die Macht der Liebe durchdrang unser Herz mit Allgewalt.

Aber was hatte man denn nun davon, wenn das Vaterland gedieh und blühte und man selbst hernach keinen Teil daran hatte? Wie kam man dazu, für die Gesamtheit seiner Landsleute sein

Leben zu lassen, wo man doch an den einzelnen so viel Kummer und Verdruß gehabt hatte, so viel gerechten Zorn gegen sie hegte? War einem nicht mancher anständige Franzose lieber als der oder jener Deutsche?

War nicht überhaupt dieser ganze Krieg äußerst fragwürdig in seinen Ursachen, seinen Folgen? Konnte man wirklich sagen, daß eine oder die andere Partei ausschließlich „schuld" an seinem Ausbruch gewesen wäre? War ein Volk schlechthin „besser" als das andere? Oder hatte nicht vielmehr Gott die Welt deswegen so bunt und mannigfaltig erschaffen, weil er an allen Völkern sich freuen will?

Wir erinnerten uns an geschichtliche Bewegungen, die auch von einer tiefgehenden Begeisterung getragen waren, deren gedanklicher Inhalt hernach durch die Entwicklung zum alten Eisen geworfen ist, so etwa an die Kreuzzüge. Würde es unserem „Zeitalter des Nationalismus" nicht ähnlich ergehen? Würde der nationale Gedanke, der im 19. Jahrhundert so plötzlich zur Macht gelangt ist, nicht einst ebenso plötzlich auf das Maß seiner ehemaligen Bedeutung zurücksinken?

Welches würden die Wirkungen eines gewonnenen, welches die eines verlorenen Kriegs auf die innere Entwicklung des Landes sein? Konnte nicht eine Niederlage den Keim einer inneren Wiedergeburt in sich tragen? Brachte nicht umgekehrt ein Sieg Gefahren mit sich, Gefahren des Reichtums und der Macht, Gefahren infolge einer etwaigen Einverleibung fremdartiger oder gar minderwertiger Volksstämme? Konnte der Raubbau, der an unserer besten Volkskraft getrieben wurde, konnte das Überleben der körperlich Untüchtigen, Daheimgebliebenen unserer Zukunft von Nutzen sein? Brachte der Krieg nicht schon jetzt höchst unerwünschte soziale Verschiebungen mit sich?

Und doch dieses merkwürdige, unausrottbare, immer stärker werdende Gefühl, daß jeder, der sich bewußt und gewollt fernhielte von diesem Krieg, sich damit ausschließen würde von der Gemeinschaft an etwas, das dem Leben überhaupt erst und in

Wahrheit Wert verleiht. Das Gefühl, als ob die Teilnahme an diesem Krieg dazu dienen müßte, uns der Kraft und der Fülle des Lebens erst recht innewerden zu lassen.

Welch elender Götzendienst, den wir bisher getrieben hatten, dieses Knien vor unserem armseligen Ich, dem der Krieg nun mit rauher Faust seinen Flitterstaat von den Schultern riß. Dieses Ich wurde vom Krieg zerbrochen, es wurde endlich einmal bloßgestellt in seiner ganzen nackten Erbärmlichkeit. War es nicht „gleichwie das Gras, das da frühe blühet und bald welk wird und des Abends abgehauen wird und verdorret"?

Nein, es war nicht die Liebe zu unserem Vaterland allein, die das Wunder einer inneren Umkehr in uns bewirkte. Von so großer Begeisterung wir für dieses Vaterland, für unseren Kaiser erfüllt sein mochten, es klangen noch andere, tiefere Saiten mit. Es war kein einseitig verrannter Fanatismus, der den Nerv unserer Hingabe bildete. Unsere Begeisterung war allerletzten Endes getragen von etwas, das in der Natur der Dinge liegt, das darum gar nicht veralten kann, das dem Wechsel der Zeiten trotzt, einem Etwas von ewigem, göttlichem Wert. Es war das instinktive Gefühl, daß Kampf und Tod unauflöslich mit der Idee des Lebens verbunden sind, und daß wir darum diesem Leben selbst, daß wir Gott dienen, wenn wir uns an Kampf und Tod nicht schielend vorbeidrücken, sondern sie gerade und freudig auf uns nehmen. Nicht das, wofür wir uns opferten, allein war es, was unsere Herzen entflammte, nein, schon die Tatsache, daß wir überhaupt eines solchen Opfers fähig waren, erfüllte uns mit heißer Freude.

Wir hatten das Gefühl, als ob die Anhänglichkeit, die wir unserem Vaterlande zu schulden meinten, nur ein Symbol wäre, ein Anklang an das eigentliche Wesen der Sache. Wir suchten nach neuen Worten, neuen Ausdrücken, die diesem Wesen näherkämen.

Wir sprachen davon, daß wir uns unserer Väter würdig erweisen, unseren Kindern ein Vorbild hinterlassen, als anständige Kerle im Andenken unserer Kameraden leben wollten.

Wir erinnerten uns, wie die Wissenschaft lehrt, daß alles Leben ein Werden und Vergehen ist. Allein war dieser äußere Lebensprozeß nicht gleichsam nur eine Form, eine Schale, die von innen heraus mit Farbe, Wärme, Inhalt erfüllt sein wollte? Trug eine Lebensauffassung, die ein Aufgehen in der äußeren Naturnotwendigkeit als den Sinn unseres Daseins ansprach, nicht die Falte des Kummers und der Entsagung an der Stirn? War sie nicht kalt und tot im Vergleich zu dem überquellenden, heißen, lebendigen Gefühl, von dem unser Herz sich durchdrungen sah?

„Höchstes Glück der Erdenkinder
Ist nur die Persönlichkeit."

Wie sollen wir es nennen, dieses geheimnisvolle Etwas, das „die Welt im Innersten zusammenhält"? Das die Hündin treibt, wie wir es unlängst sahen, am Abend, bevor sie zum ersten Mal gebiert, den ungeborenen Kleinen ein Lager zu bereiten? Das in uns mächtig ist, wenn wir, wie einmal ein großer Gelehrter gesagt hat, in unseren ersten fünf Lebensjahren mehr lernen, als wir in dem Rest unseres Lebens aus eigener Vernunft und Kraft hinzubringen können? Das uns uns selbst entrissen, das uns über uns emporgehoben hat in der Sturmflut dieser Zeit? Was ist der „unbekannte Gott", dessen Odem wir zu spüren meinen?

Mein inneres Auge erblickt eine Persönlichkeit, die nebelumflossene Gestalt eines Mannes, der von sich selbst gesagt hat, daß er dieser unbekannte Gott sei, daß er das Rätsel des Lebens ergründet habe. Das Wort eines uralten Buches kommt mir in den Sinn.

„Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren. Wer aber sein Leben hingibt, der wird es gewinnen[1])."

Und an das eine Wort reihen sich andere an.

„Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht

[1]) Matth. 10, 39; 16, 25; Mark. 8, 35; Luk. 9, 24; 17, 33; Joh. 12, 25.

sehen[1])." Haben nicht auch wir solche Wiedergeburt erfahren? Könnte man die Umwertung aller Werte, die sich infolge des Krieges bei uns vollzogen hat, besser kennzeichnen?

„Der Wind bläst, wo er will, und du höreſt sein Sausen wohl; aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt. Also ist ein jeglicher, der aus dem Geist geboren ist[2])." Das ist der Strom, an dessen Ufer wir zu sitzen meinten.

Und wie verstehen wir es, wenn Jesus zu dem erstaunten Nikodemus fortfährt: „Wir reden, was wir wissen, und zeugen, was wir gesehen haben[3])." Wahrlich, auch wir haben angefangen zu „wissen", zu „sehen".

„Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in das Reich Gottes komme[4])." „Selig sind die geistlich Armen[5])." Es ist das Todesurteil über unsere Zeit, die so satt war in ihrem Reichtum, ihrer Bildung. Wie haben wir uns an dem Wort geärgert, wie uns einzureden gesucht, daß ein solcher Ausspruch das Christentum zu einer Religion von Parias stemple. Allein in der Tat, wem wird es schwerer, sein Ich aufzugeben, als dem, der viel auf dieses Ich hat wenden können?

Ein menschenkundiger General sagte uns einmal, daß Offiziere, die reiche Frauen heirateten, meist schlechte Soldaten würden. Wie ist uns in diesem Kriege der gemeine Mann oft ein leuchtendes Vorbild gewesen. Wo bei uns Oberen so häufig noch Beweggründe der persönlichen Ehrsucht, des persönlichen Vorteils mitspielten, da tat er alles nur um der Sache willen. „Die Liebe sucht nicht das Ihre[6])."

Wie verstehen wir diese ganze Erzählung von dem reichen

---

[1]) Joh. 3, 3.

[2]) Joh. 3, 8.

[3]) Joh. 3, 11.

[4]) Matth. 19, 24; Mark. 10, 25; Luk. 18, 25.

[5]) Matth. 5, 3; Luk. 6, 20. — Vgl. Matth. 11, 25; 19, 30; Mark. 10, 31; Luk. 10, 21; 13, 30; 16, 15.

[6]) 1. Kor. 13, 5.

Jüngling, der so stolz war auf sein untadeliges Ich, und dem doch eines fehlte: daß er bereit war, alles daranzugeben, was er besaß und was er war, da das Gebot der Stunde es erheischte. „Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes[1])."

Ja, den schweren Kampf, den es kostet, sein Ich aufzuopfern und entschlossen auf die andere Seite zu treten, den haben auch wir durchkämpfen müssen, unter Schweiß und Schmerzen. „Nimm dein Kreuz auf dich und folge mir nach[2])."

Da aber dieser erste schwere Kampf einmal durchgekämpft war, haben wir auch die anderen, tröstlichen Worte Jesu an uns bewahrheitet gefunden.

„Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht[3])." Sind wir nicht wie erlöst von der drückenden, mühseligen, unruhvollen Sorge um unser Ich, das immer gar so ein zerbrechlich Ding war?

„Wer von dem Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, den wird ewiglich nicht dürsten[4])." Und: „Wer an mich glaubt, von dessen Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen[5])." Ja, wie ist nicht nur unser eigener Durst nach Glück und Fülle und „vollem Genügen" gestillt, wie sind wir eine Quelle der Kraft und des Trostes geworden auch für andere, seit wir uns bewußt und freudig diesem gewaltigen, rätselhaften Strome anvertraut haben, der unsere Zeit durchflutet.

Die Persönlichkeit dieses Jesus beginnt unsere Teilnahme zu erwecken. Wer ist dieser merkwürdige Mann, der in Redewendungen, die wir als moderne Menschen gewohnt waren als

[1]) Luk. 9, 62.

[2]) Matth. 10, 38; 16, 24; Mark. 8, 34; Luk. 9, 23; 14, 27.

[3]) Matth. 11, 28—30.

[4]) Joh. 4, 14; 6, 35.

[5]) Joh. 7, 37. 38.

veraltet abzutun, so ganz das wiedergibt, was unser Kriegserlebnis ist? In dem die Wahrheit so mächtig war, daß sie in immer neuen Formen, immer neuen Ausdrücken von bildhafter Kraft ins Leben drängt? Dieser Mann mit dem zarten Gewissen, der sich für sündlos hält[1])? Der nicht in mühevollem Ringen in den Wellen zu versinken droht, der, wie einst auf dem See Genezareth[2]), so auch in dieser übertragenen Bedeutung auf den Wogen zu wandeln scheint? Der nicht nur sein eigenes Werk vollbringt, der es wagt, sich einer Menschheit als Vorbild darzubieten. Der, wie etwa in der Bergpredigt[3]), eine ganze neue Art zu sein aus souveräner Machtvollkommenheit vor uns hinstellt? Der sich als „Licht der Welt[4]“) bezeichnet? Der der Überzeugung lebt, daß Himmel und Erde eher vergehen werden als die Worte, die er gesprochen hat[5])?

Und in welch sonderbarer Weise tritt in allem, was dieser Mensch sagt, die eigene Person in den Vordergrund! Man gewinnt den Eindruck, als ob es ihm weniger darauf ankommt, daß man an seine Worte, als vielmehr an ihn selbst glaubt. Nicht das, was er lehrt, das, was er ist, ist ihm die Hauptsache. Er, der gewiß weder eitel noch überspannt war, der von sich selbst sagt, daß er „sanftmütig und von Herzen demütig“ sei[6]), er steht doch andererseits nicht an, sich geradezu „Gottes Sohn“[7]) zu nennen.

„Ehe denn Abraham ward, bin ich[8]).“ Kann man ein solches Wort aus der Luft greifen? Will dieser Unterschied zwischen einem Leben, das sich in Werden und Vergehen erschöpft, und jenem anderen, der Unruhe und dem Wechsel der Zeit entrückten Dasein nicht innerlich erfahren sein? Haben wir nicht Ähnliches

[1]) Joh. 8, 46.
[2]) Matth. 14, 22—34; Mark. 6, 45—53; Joh. 6, 16—21.
[3]) Matth. 5—7.
[4]) Joh. 8, 12.
[5]) Matth. 24, 35; Mark. 13, 31; Luk. 21, 33.
[6]) Matth. 11, 29.
[7]) Matth. 26, 63/4; Mark. 14, 61/2; Luk. 22, 70; überall.
[8]) Joh. 8, 58.

erfahren? Aber freilich, eine Erfahrung, für die die Zeiten der Erzväter sind „wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache[1])“, das ist eine Sache, die wir nicht kennen, das ist etwas, was nach menschlichen Begriffen unerhört ist.

Und als etwas ganz Einzigartiges empfindet sich allerdings auch dieser Jesus selbst. Gewiß, wir alle sind Gottes Kinder, wir alle dürfen zu ihm „Unser Vater“ sagen. Aber „der eingeborene Sohn“ ist doch nur Jesus allein. Oder wer von uns hätte das Recht, gleichwie Jesus zu sagen: „Ich und der Vater sind eins“[2])? Wer könnte, ohne vermessen zu sein, zu einem anderen sprechen: Glaube an mich, und dir ist geholfen! Oder: „Niemand kennet den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren[3]).“ Oder das Gewaltige: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater, denn durch mich[4]).“

Wahrlich, hier ist ein Zeugnis innerer Gewißheit, das keiner Stützen und Beweise bedarf, das für sich selbst spricht.

Kein menschliches Wort, kein menschliches Bild wird je die Wahrheit selbst sein. Aber nur durch Worte und Bilder, wie sie dem menschlichen Verständnis, dem menschlichen Bedürfnis angepaßt sind, können wir uns der Wahrheit überhaupt nähern. Wollten wir auf sie verzichten, so würde die Wahrheit für uns tot bleiben, so würden wir ihr am allerfernsten sein. Wir müssen uns solcher Gleichnisse bedienen, wenn anders die Wahrheit in unserem Leben Gestalt gewinnen soll.

So war auch die Idee des Vaterlandes eine Brücke, die wir zum Ewigen hinüberschlugen.

Aber welches unter allen Worten, die die menschliche Sprache kennt, spräche das Unaussprechliche ergreifender, menschlicher, wahrer aus als dieses: „In der Welt habt ihr Angst. Aber seid

---

[1]) Ps. 90, 4.
[2]) Joh. 10, 30.
[3]) Matth. 11, 27; Luk. 10, 22.
[4]) Joh. 14, 6.

getrost, ich habe die Welt überwunden[1]).“ Oder dieses: „So jemand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener. Denn auch des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele[2]).“

Erlösung! Veralteter Gedanke! Und doch, wir modernen Kinder des Unglaubens haben beseligt seine Kraft an uns erfahren. Ist es unser Werk, wenn wir plötzlich umgekehrt sind auf unseren Wegen? Ist es unser Werk, wenn unser alter Adam gekreuzigt und gestorben ist? Nein, wir haben es in diesem Kriege geradezu mit Händen gegriffen, wie alles das eine Macht zuwege gebracht hat, die ohne unser Zutun, ohne unser Verdienst und Würdigkeit in unser Leben hineingebrochen ist und darüber Gewalt bekommen hat. Wir haben die Stimme Gottes gehört im Ungewitter. Wir haben das Bild des Sohnes herniederfahren sehen als einen Blitz.

Und noch immer, wenn eine Anfechtung naht, wenn wir uns schwach fühlen in unserem jungen Glauben und das Bewußtsein der göttlichen Gemeinschaft uns zu verlassen droht, da strecken wir unsere Hände nach dem Gekreuzigten aus, da sind wir froh, daß das Göttliche für uns Erdenkinder feste Gestalt angenommen hat, daß es sich nicht hinter vagen Worten verbirgt, wie die modernen Weltweisen sie uns bieten wollen, daß wir etwas in Händen haben, woran wir uns halten können.

Und wir bekennen mit Petrus: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens[3]).“

---

[1]) Joh. 16, 33.

[2]) Matth. 20, 25—28; Mark. 10, 42—45; Luk. 22, 25—27.

[3]) Joh. 6, 68.

Es war ein unvergeßlicher Eindruck, wie der August des Jahres 1914 gleichsam auf seinen schwellenden Fluten unser Volk in die Kirchen trug. Nicht daß wir uns vor dem Krieg gefürchtet hätten, nein, wir wollten dort mit eben jener Kraft in Fühlung treten, die durch den Krieg Gewalt über unser Ich an sich riß.

Zwei Kriegsjahre sind dahingegangen, und die Kirchen werden mählich wieder leerer. Es wäre Selbstbetrug, sich verhehlen zu wollen, daß die religiöse Flut der ersten Tage im Sinken begriffen ist. Ein großer, wenn nicht der größte Teil gerade der führenden Schichten des Volks stehen dem Christentum wiederum teilnahmlos gegenüber. Auch viele von denen, die in vorderer Linie voll und ganz ihre Pflicht tun, haben die Fühlung mit Christus nicht gefunden oder die kaum gewonnene aufs neue verloren.

Allein unser Kriegserlebnis wird uns unter den Händen zerrinnen, wenn wir es nicht in einem festen Bilde zu halten wissen. Wir müssen es durch Begriff und Vorsatz bei uns verankern, wenn es nicht als bloße Stimmung nutzlos verflattern, wenn es nicht jenem Samenkorn gleichen soll, das „in das Steinige fiel, wo es nicht viel Erde hatte; und ging bald auf, darum, daß es nicht tiefe Erde hatte. Da nun die Sonne aufging, verwelkte es, und dieweil es nicht Wurzel hatte, ward es dürre“[1]).

Schon jetzt beginnt der Krieg uns eine dumpfe Gewohnheit zu werden. Wie bald wird der Friede uns eine Gewohnheit sein! Ward darum das teuere Blut unserer Brüder vergossen? Ist das der Preis, für den auch wir bereit sind unser Leben einzusetzen? Daß wir an äußerem Besitz nach dem Krieg ärmer dastehen werden denn zuvor, ist gewiß. Wollen wir uns auch um den

[1]) Matth. 13, 5. 6; Mark. 4, 5. 6; vgl. Luk. 8, 6.

inneren Gewinn bringen, den niemand uns rauben kann als wir selbst?

Ihr zimmert euch euer eigenes Gerüst, ihr Gebildeten, ein jeder für sich, mit dem ihr das Erlebnis dieses Krieges gedanklich stützt und in Formen kleidet. Schaut tiefer in die Zusammenhänge, und ihr werdet erkennen, wie ihr die stärksten Balken zu euerem Bau niemandem anders verdankt als dem Gekreuzigten. Er ist „der Stein, den die Bauleute verworfen" hatten, der aber nun zum „Eckstein" unserer Kultur geworden ist; dessen wir eben deswegen nicht gewahr werden, weil er im Grunde ruht und dort in dunkler Tiefe unser ganzes geistig-sittliches Dasein trägt.

Ihr zimmert euch euer eigenes Gerüst. Nun, ihr, die ihr als Offiziere mit euren Mannen Freud und Leid geteilt habt: denkt an sie! Ihnen hat das Geschick kein geistiges Hab und Gut beschert zum Bau einer Weltanschauung. Sie kennen keine besondere Standes-, keine besondere Familienehre, die auch dazu beitragen mag, euch aufrechtzuerhalten in der einsamen Stunde der Gefahr. Was soll sie bewegen, der Gefahr die Stirn zu bieten, auch wenn niemand sie sieht? Findet nicht jeder Gelegenheit in diesem Krieg beiseite zu gehen, wenn er es wirklich will? Glaubt ihr im Ernst, daß es „der deutsche Gedanke" allein ist, der sie das Wunder der Tapferkeit, das größere der Standhaftigkeit vollbringen läßt? Nehmt unserem Volk das Beispiel Christi, und ihr stoßt es in das Nichts. Bedenkt, wie ihr nicht nur durch Feindschaft, nein, schon durch Gleichgültigkeit zerstörend wirkt. Der gemeine Mann blickt auf euch. Seid ihr gekommen „aufzulösen" oder „zu erfüllen"[1])? Was habt ihr Besseres an die Stelle zu setzen? Was wollt ihr uns bieten? Uns allen, die wir eure Brüder sind, nicht euch allein!

Kommt her und laßt euch erquicken! Gemeinschaft ist die frohe Botschaft dieses Kriegs. Genießt mit uns die Freude, die in einer gemeinsamen Weltanschauung, einer gemeinsamen Religion liegt.

---

[1]) Matth. 5, 17.

Es gibt ein Märchen, das heißt „Dornröschen“. Von undurchdringlichem Dorngestrüpp rings umzirkt schlummert ein Königskind. Es gilt einen Entschluß, sich in das Dickicht zu stürzen. Keiner findet ihn. Wunden gewärtigen den Ritter. Allein der Tapfere, der die Mauer durchbricht, der die Himmlische zu neuem Leben erweckt, er vergißt seiner Wunden schnell, und statt Dorngesträuch steht ein Blumenhain stracks um ihn her.

Auch Jesu Person ist umwuchert vom Dorngestrüppe der Zeit. Wer will es leugnen? Allein an Mut fehlt es euch nicht. Und auch hier verwandelt sich dem Mutigen, der hindurchdrang, der Dornenbusch in einen Gottesgarten.

* * *

Man meint, daß das Christentum ein „sacrificio del intelletto“, ein Opfer unseres Verstandes, ein Handeln wider besseres Wissen von uns verlange. Insbesondere sei es eine unmögliche Forderung, daß der moderne, an naturwissenschaftliches Denken gewöhnte Mensch noch an Wunder glauben solle, die eine Unterbrechung des ursächlichen Zusammenhangs darstellen.

Aber ist es denn ausgemacht, daß es sich bei den Wundern, von denen die heiligen Bücher berichten, um eine Durchbrechung der Naturgesetze handelt? Ist es nicht denkbar, daß dieser Jesus, der ein Gottesbewußtsein von nie erhörter Stärke besaß, auch nach anderer Richtung hin über Kräfte verfügt hat, die uns gewöhnlichen Sterblichen versagt sind[1])? Und würde es dann nicht im Rahmen der Naturgesetze liegen, wenn solche außerordentliche Kraft außerordentliche Wirkung hervorgerufen hätte? Warum sollte der Mann, der uns aus der Gewalt der Sünde befreit, nicht imstande gewesen sein, durch die bloße Macht seiner Persönlichkeit auch körperliche Gebrechen zu heilen?

Was aber das Wichtigste ist: Christus verlangt nicht, daß wir an seine Wunder glauben. Die Wunder sind ihm stets Beiwerk

---

[1]) Vgl. Mark. 5, 30. 31; Luk. 8, 45. 46.

gewesen, unerwünschtes Beiwerk, Mittel, um der kleingläubigen Menschheit den Glauben an sich zu erleichtern. „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht.“ Er schilt geradezu auf „diese böse und ehebrecherische Art, die ein Zeichen sucht“[1]), und wenn wir ohne solche Zeichen an ihn glauben, so ist ihm das ohne Zweifel weit lieber.

Ist es nicht sonderbar, daß die heutige Menschheit, anstatt sich in ihrem Glauben durch Jesu Wundertaten bestärken zu lassen, gerade dadurch umgekehrt nur noch mehr irre wird? Hat uns nicht Gott den Wunderglauben vielleicht deswegen genommen, weil er uns für reif hält, ohne Wunder an den Sohn zu glauben?

„Auf daß ihr aber wisset, daß des Menschen Sohn Macht hat, auf Erden Sünden zu vergeben, sage ich dir, Gichtbrüchiger: Stehe auf, nimm dein Bett und gehe heim[2])!“ Da wir dem Menschensohn ohnehin die Macht der Sündenvergebung zutrauen, da wir diese Macht an uns selbst erfahren haben, wozu brauchen wir noch die Heilung des Gichtbrüchigen, was kann sie uns noch sagen?

„Glaubet mir, daß ich im Vater und der Vater in mir ist; wo nicht, so glaubet mir doch um der Werke willen[3]).“ Für uns gilt dieses „wo nicht“ ja nicht.

So wollen wir uns denn der „geistlichen Mirakel“ getrösten, „die Christus für die rechten Wunderwerk hält“, die „täglich geschehen und bleiben bis an der Welt Ende; als da ist, daß noch täglich etliche und deren viele sind, die das Evangelium annehmen, an Christum den Gekreuzigten glauben und ehe alles, was sie haben, auch Leib und Leben ließen, denn ihn und sein Wort verleugnen wollten. Welches wahrlich ein groß Wunderwerk ist[4]).“

* * *

[1]) Matth. 12, 39; 16, 4; Mark. 8, 12; Luk. 11, 29. — Vgl. Luk. 10, 20.

[2]) Matth. 9, 6; Mark. 2, 10. 11; Luk. 5, 24.

[3]) Joh. 14, 11.

[4]) Luthers Tischreden, Ausgabe der „Deutschen Bibliothek“, Seite 76.

„So jemand zu mir kommt und haſſet nicht ſeinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schweſtern, auch dazu ſein eigen Leben, der kann nicht mein Jünger ſein[1])."

„Es ſind etliche verſchnitten, die ſind aus Mutterleibe alſo geboren; und ſind etliche verſchnitten, die von Menſchen verſchnitten ſind; und ſind etliche verſchnitten, die ſich ſelbſt verſchnitten haben um des Himmelreichs willen. Wer es faſſen kann, der faſſe es[2])!"

Harte Worte! Iſt das Chriſtentum wirklich die Religion der Weltfeindlichkeit, zu der ſo viele ſie machen wollen?

Ich meine, der wahre Sinn ſolcher Worte wird uns leichter aufgehen, wenn wir ähnliche zum Vergleich heranziehen.

„Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der iſt mein nicht wert; und wer Sohn oder Tochter mehr liebt denn mich, der iſt mein nicht wert[3])."

„So aber deine Hand oder dein Fuß dich ärgert, ſo haue ihn ab und wirf ihn von dir. Es iſt dir beſſer, daß du zum Leben lahm oder als ein Krüppel eingeheſt, denn daß du zwei Hände oder zwei Füße habeſt und werdeſt in das hölliſche Feuer geworfen[4])."

Der Herr wendet ſich gegen das Irdiſche nur, wenn und ſoweit es ihm hindernd im Wege ſteht[5]). Und ſind wir nicht alle in der Lage des reichen Jünglings geweſen, den ſein Reichtum, ſei es an Hab und Gut, ſei es an allerlei Wiſſen und Können, ſei es an Menſchenliebe etwelcher Art, fern von Jeſu hielt? „Da der Jüngling das Wort hörte, ging er traurig davon; denn er war ſehr reich[6])."

Da wir aber einmal den mannhaften Entſchluß gefaßt haben, alles, was uns in dieſer Welt lieb und teuer war, zu verlaſſen um

---

[1]) Luk. 14, 26.
[2]) Matth. 19, 12.
[3]) Matth. 10, 37.
[4]) Matth. 5, 29. 30; 18, 8. 9; Mark. 9, 43—48.
[5]) Vgl. Matth. 13, 22; Mark. 4, 18. 19; Luk. 8, 14.
[6]) Matth. 19, 22; Mark. 10, 22; Luk. 18, 23.

Jesu willen[1]), da haben wir die merkwürdige Erfahrung gemacht, daß dieser Jesus aufhört, der Welt feind zu sein. Das, was er zu eigenem Recht uns nicht gewähren wollte, das ist er bereit, uns zu Lehen zu geben. Wir dürfen nur keinen Anspruch darauf machen, müssen es als ein freies Geschenk seiner Gnade entgegennehmen, es, wenn ich so sagen darf, aus Gottes Hand neu empfangen.

Derselbe Jesus, der nicht müde wird, das Fasten seinen Jüngern als ein unentbehrliches Erziehungsmittel anzuempfehlen[2]), der zu Beginn seiner Laufbahn selbst vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hat[3]), derselbe Jesus erregt als reifer Mann unter den strenggläubigen Juden umgekehrt dadurch Anstoß, daß er „ißt und trinkt wie ein Zöllner und Sünder“[4]). Er besucht Hochzeiten, wie die zu Kana[5]), ja er bezeichnet schlechthin seine Jünger als „Hochzeitleute“[6]). Aus allen seinen Gleichnissen spricht eine lebendige Freude an der Natur[7]). Und zu der „Sünderin“ sagt er, daß ihr „viele Sünden vergeben sind, weil sie viel geliebt hat“[8]).

Nein, dieser Jesus ist nicht der weltabgewandte Aszet, zu dem die Eiferer ihn machen wollen. Er ist und bleibt der allumfassende Geist, dem „alle Dinge von seinem Vater übergeben sind“[9]).

Ein solcher Jesus ist aber auch der einzige, der gerade für uns Soldaten paßt. Denn wir sind derbe Naturen, haben Erdgeruch an uns, stehen fest und breitbeinig mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit. Nicht für ein luftiges Wolkenkuckucksheim, nein, für Haus und Hof, für Weib und Kind sind wir in den Krieg gezogen. Und nur derjenige, der es nicht nötig gehabt hat,

---

[1]) Luk. 14, 33.
[2]) Matth. 6, 16—18; 17, 21; Mark. 9, 29; Luk. 21, 34.
[3]) Matth. 4, 2; Luk. 4, 2.
[4]) Matth. 11, 19; Luk. 7, 34.
[5]) Joh. 2, 1 ff.
[6]) Mark. 2, 19; Luk. 5, 34.
[7]) Vgl. auch Mark. 1, 13: „und war bei den Tieren“.
[8]) Luk. 7, 36—50.
[9]) Matth. 11, 27; Luk. 10, 22.

sich selbst zu verstümmeln um Gottes willen, der sich im Vollbesitz aller ihm von Gott verliehenen Kräfte befindet, nur er ist den Anforderungen gewachsen, die dieser Krieg an uns stellt, nur er kann diese letzte und entscheidende Prüfung bestehen, der Gott seine Menschheit unterwirft.

* * *

„Liebet eure Feinde; segnet die euch fluchen; tut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen[1])." Es gibt nichts, was uns gerade heute mehr von Christus entfremdete als ein solches Wort.

Aber dann wieder: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf die Erde. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert[2])." Ist das wirklich der Friedefürst, den die Pazifisten für sich in Anspruch nehmen?

Die Bibel wimmelt von Widersprüchen. „So dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den anderen auch dar[3])." Derselbe Jesus erwidert auf eben einen solchen Backenstreich dem Diener des Hohenpriesters: „Habe ich übel geredet, so beweise es, daß es übel sei; habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich[4])?"

Am Weihnachtsabend 1915 sagte ein als St. Niklas verkleideter Kamerad uns einige Verse, von denen die letzten diese waren:

„Doch wie? ein traut Familienfest im Feld?
Ein Fest der Liebe in der Zeit des Kriegs?
Ist's zeitgemäß, ein solches Fest zu feiern?
Hat nicht noch heut' den lieben, langen Tag
Der Schlachtendonner uns ans Ohr geklungen?
Trügt's nicht, wenn Engel singen: „Fried' auf Erden!"?

[1]) Matth. 5, 44; Luk. 6, 27. 28. 35.
[2]) Matth. 10, 34 u. ff.; vgl. Luk. 12, 51—53.
[3]) Matth. 5, 39; Luk. 6, 29.
[4]) Joh. 18, 23.

Nun, Brüder, denkt, wie dieses Weihnachtskind,
Als Kind der Mutter Wonne, drauf als Mann
Mit einem Schwert ihr Herz zerrissen hat.
Denkt, wie nach eignem Wort den Krieg er bringt
Und nicht den Frieden.
Nicht gibt er Frieden, wie die Welt ihn gibt.
Er, der die Herzen kennt, er weiß am besten,
Wie nur durch Leid das Menschenherz gesundet.
Durch äußre Unruh' schenkt er innre Stille,
Im Kampfe mit der Welt mit Gott den Frieden.
Und in dem Sturmwind dieser wilden Zeit
Läßt er die Pforten jenes Himmels springen,
Den wir — nach seinem Wort — inwendig in uns tragen,
Die Pforten jenes Reichs, das nicht von dieser Welt."

Ich meine, daß hier die Lösung angedeutet ist. Es ist ein ungeheurer Irrtum, zu glauben, daß Jesus gekommen sei, um uns eine Richtschnur für unser äußeres Leben zu geben. „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden[1])." Der Herr zeigt sich uns geradezu mit Absicht bald in dieser, bald in jener „äußerlichen Gebärde", weil er uns lehren will, durch die Gebärde hindurch und auf das zu sehen, was allein erst ihm wahrhaft wesentlich ist.

Was er Neues bringt, das ist nicht ein Abtun der äußerlichen Gebärde Krieg, es ist der Geist, in dem wir fortan Krieg führen sollen; nicht um der eigenen werten Person willen, sondern weil es unsere Aufgabe ist, nach des Meisters Vorbild auch an unserem Teil die sündige Welt, uns selbst durch Kampf und Tod zu entsühnen. „Alles Leben ist Raub." Wer selbst raubt, der muß bereit sein, ein Raub zu werden. Wer das Leben liebt, der darf den Tod nicht scheuen.

„Soll ich den Kelch nicht trinken, den mir mein Vater gegeben hat[2])?" Glaubt man wirklich, daß es nicht Pflicht des Christen

[1]) Luk. 17, 20.
[2]) Joh. 18, 11.

ist, seinen Mann zu stehen in diesem Krieg? Haben wir nicht die untrügliche Erfahrung gemacht, die felsenfeste Überzeugung gewonnen, daß man im Schützengraben dem Herzen Gottes näher steht als in der Etappe? Haben wir es nicht gespürt, wie eben in Kampf und Streit der Friede Gottes bei uns gewachsen ist? Wir haben diesen Krieg lieben gelernt als den großen Erzieher, der die Gattung über das Individuum, der Gott über das Ich triumphieren läßt. In seiner harten Zucht sind nicht nur wir selbst, sondern an unserem Widerstand auch unsere Feinde genesen.

Und wo wohnt denn der Haß, der diesen Krieg vergiftet, in den Reihen der wirklichen Kämpfer oder bei denen, die aus dem sicheren Winkel ihrer Redaktionsstuben die Völker verhetzen? Als wir im Wasgenwald unlängst eine Stellung den Franzosen räumen mußten, wurden die Bilder des Kaisers und Hindenburgs den Flammen übergeben, einige Nahrungsmittel aber — trotz unserer Aufforderung — nicht vernichtet, da, wie ein Mann bemerkte, „die Franzosen auch Hunger hätten". Und wenn man von so vielen tüchtigen Soldaten die Ansicht äußern hörte, daß wir nicht eher Frieden schließen dürften, als unsere Gegner zerschmettert am Boden lägen, so sprach doch auch daraus weniger Haß als vielmehr Freude an einer Kraftprobe, die Gott uns verordnet hatte, als vielmehr Treue gegen die von Ihm gestellte Aufgabe.

Es gibt eine Art von fragwürdigen Christen, die aus der Religion der Liebe einen Vorwand für ihre Feigheit gemacht haben. Weil sie zu schwach sind, sich ihrer Haut zu wehren, verschanzen sie sich hinter das Wort, daß man „dem Übel nicht widerstreben" dürfe[1]).

Wenn aber Christus sich unempfindlich zeigt gegen persönliche Kränkung, so ist es, weil er hinausgewachsen ist über die Schranken des Ichs, so ist es im Vollgefühl überquellender Kraft und unberührbarer Stärke. Der Weg über das Ich hinaus führt durch

---

[1]) Matth. 5, 39.

das Ich hindurch. Man muß erst einmal ganz Ich gewesen sein und zum mindesten ganz Ich sein können, wenn man mehr sein will als Ich[1]). Das Christentum kann nur Männer brauchen.

* * *

Die Kirche sagt, daß die Sünde und mit ihr der Tod als „der Sünde Sold“[2]) durch den Menschen in die Welt gekommen sei. Aber warum hat Gott uns auch nur die Freiheit gegeben, zu sündigen? Warum hat er eine Lage auch nur ermöglicht, in der das bittere Leiden und Sterben des eingeborenen Sohnes die letzte Rettung bot?

Und sind wir denn wirklich frei? Wir können tun, was wir wollen. Aber ist dieser Wille selbst in unser Belieben gestellt? Gerade die Männer, die religiös am tiefsten gedacht haben, gerade sie haben sich in den Gründen ihres Wesen bedingt, abhängig, „vorausbestimmt“ gefühlt. Kein Mensch kann aus seiner Haut. „Atheismus ist Schicksal“[3]). Heute wie einst gilt das Wort Jesu am Kreuz: „Sie wissen nicht, was sie tun“[4]). Ja, selbst wir, die wir Wissende sind, die wir den Einfluß Jesu erfahren haben, die wir buchstäblich und ohne Umschweife bereit gewesen sind, unser Alles dahinten zu lassen und ihm nachzufolgen: woran liegt es, daß auch wir immer wieder straucheln, zaudern, zurückblicken? Ist es wirklich die Bosheit einer freien Entschließung und nicht vielmehr Mangel an Kraft? O, wie gerne wollten wir, wenn wir nur könnten!

So ist es denn doch Gott, dem wir unsere Schwäche schuld geben müssen? Er selbst, der Allmächtige und Allgütige, hat diese Welt

[1]) Vgl. Lhotzkys „Glaube des Tapferen“, vor allem Kap. 4 („Der Wille Gottes“), das wohl jedem Soldaten aus der Seele geschrieben ist.

[2]) Röm. 6, 23; 5, 12.

[3]) Joh. Müller, „Von den Quellen des Lebens“, S. 94 Kapitelüberschrift (4. Aufl.).

[4]) Luk. 23, 34.

so schlecht erschaffen? Er hat auch unser Leben in Sünde, Kampf und Tod verstrickt? Warum? Ja, warum?

„Lieber Mensch, wer bist du denn, daß du mit Gott rechten willst? Spricht auch ein Werk zu seinem Meister: Warum machst du mich also [1])?"

Ähnlich Luther: „Wer der hohen göttlichen Majestät Räte oder Werke so genau und scharf erforschen und ausgründen will, außer und ohne sein Wort, der unterfteht sich, den Wind mit Löffeln zu messen und das Feuer auf Wagen zu wägen. Gott handelt und wirket bisweilen mit sonderlichem, wunderbarlichem Rat und Weise über unsere Vernunft und Verstand. Und zwar er wäre wahrlich gar ein armer Gott, wenn er einem jeglichen Narren müßte Ursach anzeigen und Rechnung geben, warum er dies oder jenes Werk täte [2])." Und an einer anderen Stelle: „Diese Buben wollen alles nach ihrer Vernunft messen; meinen, da Gott allmächtig, weise und gerecht wäre, so würde er solch gottlos Wesen nicht leiden. Denn, könnte er's, wüßte er's und wollt' er's bessern, er würde wohl eine andere Welt machen, die frömmer wäre. Also gehen sie dahin [3])."

Allein ein Paulus, ein Luther hatten es leichter als wir, also zu sprechen. Sie trösteten sich über die Widerwärtigkeiten und Ungereimtheiten dieser Welt mit dem Gedanken, daß es sich hienieden nur um eine kurze Prüfungszeit handele, mit dem Gedanken an ein Jenseits, das uns mit ewigem Frieden und ungetrübter Freude für alle irdischen Kümmernisse überreich entschädigen werde. „Diese Welt ist nur eine Vorbereitung und Gerüste zu jener Welt. Gleich als ein reicher Bauherr muß viel Gerüsts haben zu einem Hause; wenn nun das Haus fertig ist, so reißet er das Gerüste ein. Und gleichwie ein Maler vorhin die Farbe reibt, Pinsel wäscht usw., und gleichwie ein Balbierer zuvor die Hände netzet,

---

[1]) Röm. 9, 20.

[2]) Tischreden. Ausgabe der „Deutschen Bibliothek", S. 29.

[3]) Daselbst, S. 260/61.

Messer streichet, ehe er balbieret usw., welches alles Vorbereitungen sind: also hat Gott die ganze Welt zur Vorbereitung in jenes Leben gemacht, da es allererst nach Gottes Allmacht und Willen wird ergehen[1])."

Können auch wir uns noch zu so kindlichem Glauben bekennen?

Ach, könnten wir es! Wie ist doch solcher Glaube gleichsam ein guter Engel, der seine Schützlinge an fester Hand durch alle Schrecknisse dieses Daseins leitet. Wie sehnen wir uns nach einem kampflosen Glück, das sanft uns die Glieder löste, das wir nicht von innen heraus gewaltsam zu behaupten hätten, das uns auch von außen her einmal in weiche Mutterarme nähme.

Allein können wir es? Die Wissenschaft hat die Weite des Weltalls bis in unendliche Fernen durchleuchtet, und wir haben nicht den mindesten Anhalt gefunden, daß es dort in irgendeinem verborgenen Winkel anders zugehen möchte als auf unserer Erde, daß irgendwo eine Insel der Seligen wäre, das Gesetz der Natur nicht mehr gälte. Wo in der Vergangenheit ist noch Raum für jenes liebliche Paradies, das das Buch Moses an den Anfang der Tage versetzen will? Und was die Vergangenheit uns nicht zeigt, wie können wir es von der Zukunft erwarten?

„Ich werde wieder auferstehen und wieder mit euch reden können. Dieser Finger, daran dieser Ring steckt, muß mir wieder werden", sagt Luther in einer anderen Tischrede[2]). Aber ist Unsterblichkeit nicht etwas, das, wenn es überhaupt existierte, dann nach beiden Richtungen hin existieren müßte, nach Zukunft und Vergangenheit? Ist es nicht widersinnig, zu glauben, daß etwas, was mit der Zeit entstanden ist, nicht auch mit der Zeit vergeht?

Auch könnte man von einer persönlichen Unsterblichkeit doch nur so lange reden, als man annähme, daß wir uns im Jenseits an unser gegenwärtiges Leben erinnern werden. Ohne Erinnerung

---

[1]) Daselbst, Fortsetzung.

[2]) Daselbst, S. 217.

keine Einheit des Bewußtseins, keine Einheit der Persönlichkeit. Aber erinnern wir uns etwa im Diesseits an ein Leben, das wir vor unserer Geburt geführt hätten?

Nein, ich meine, daß uns die neuere Wissenschaft den Weg weist zu einer anderen Art von Unsterblichkeitsglauben.

Die Forschungen eines Kant haben ergeben, daß die Zeit eine Erkenntnisform ist, die dem Geiste des Menschen entstammt, die mit dem Wesen der Dinge nichts zu tun hat. Nicht indem wir nach einer zeitlich unbegrenzten, unmöglichen Lebensdauer haschen, werden wir der Unsterblichkeit teilhaftig, sondern indem wir entschlossen den Sprung tun aus der Zeit hinaus. Nicht Ewigkeit, Zeitlosigkeit ist des Rätsels Lösung. Nicht von einer fernen Zukunft dürfen wir Unsterblichkeit erwarten, in der Gegenwart, im flüchtigen Augenblick müssen wir uns der Ewigkeit zu bemächtigen wissen.

Das Merkwürdige ist, daß, wenn wir genauer hinsehen, diese Art von Unsterblichkeit die ist, die auch Jesus den Seinen verheißen hat.

Was dem zu widersprechen scheint, hängt einmal zusammen mit der sogenannten Wiederkunft Christi, die er für eine nahe Zukunft geweissagt hat[1]), eine Lehre, der wir schon aus diesem Grunde eine mehr zeitgeschichtliche Bedeutung werden beimessen müssen. Und ferner hat Jesus es immer geliebt, sich gegenständlich, bildhaft auszudrücken. Zeitlosigkeit war eine Erfahrung, die das Fassungsvermögen des Menschen zu übersteigen drohte. Der Mensch lebt nun einmal in der Zeit. War es nicht besser, daß ihm der Gedanke der Unsterblichkeit in einem nicht ganz zutreffenden Bilde vermittelt wurde, als daß er ihr überhaupt fremd geblieben wäre?

Worin aber Jesus in Wahrheit das „ewige Leben" erblickt hat, das ergibt sich deutlich aus dem Evangelium des Jüngers, der seinem Herzen am nächsten stand.

---

[1]) Matth. 16, 28; 24, 34; Mark. 9, 1; 13, 30; Luk. 9, 27; 21, 32.

„Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, der ist vom Tod zum Leben hindurchgedrungen, der hat das ewige Leben. Wer aber dem Sohn nicht glaubt, der wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt über ihm[1])."

„Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen[2])." Ist Jesus nicht eben dazu auf die Welt gekommen, daß er uns diese Erkenntnis schon hienieden vermittle?

„Wer mich liebt, der wird mein Wort halten; und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen[3])." „Es ist noch um ein kleines, so wird mich die Welt nicht mehr sehen; ihr aber sollt mich sehen. An dem Tage werdet ihr erkennen, daß ich in meinem Vater bin und ihr in mir und ich in euch[4])."

Der Schwester des Lazarus, die meint, daß ihr Bruder „auferstehen werde in der Auferstehung am Jüngsten Tage", widerspricht der Herr geradezu: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe; und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben[5])."

„Ehe denn Abraham ward, bin ich[6])." Hier ist Geburt und Tod, ist Werden und Vergehen innerlich überwunden. Hier ist die Zeit aufgehoben. Hier hat die Gegenwart Ewigkeitsbedeutung. Hier sind wir nicht auf eine ungewisse Zukunft vertröstet, hier ist ewiges Leben, das, wie wir es oben forderten, Vergangenheit und Zukunft in eins beschließt. Auch darin aber sollen wir dem Herrn nachfolgen: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben[7])."

---

[1]) Joh. 3, 36; 5, 24; 6, 47; 8, 51; 3, 18.
[2]) Joh. 17, 3.
[3]) Joh. 14, 23.
[4]) Joh. 14, 19. 20.
[5]) Joh. 11, 24—26.
[6]) Joh. 8, 58.
[7]) Joh. 14, 19.

„Siehe, das Himmelreich ist inwendig in euch[1])."

Ist das nicht letzten Endes auch die wahrhaft fruchtbare Form des Unsterblichkeitsglaubens? Da sind wir mitten in dieses Leben hineingestellt. Da ist endlich der Vorwurf entkräftet, der mit Recht so vielen Christen gemacht wird, daß sie die Erde vernachlässigen über der Hoffnung auf ein jenseitiges Wolkenkuckucksheim.

Es ist der Punkt, an dem wir, wie mir scheint, über Christus selbst noch hinausgehen müssen. Wenn Jesus das Ende der Welt als nahe bevorstehend ansah, so konnte er naturgemäß allen ihren Angelegenheiten nur ein entsprechend geringes Gewicht beimessen. Durch neunzehn Jahrhunderte, die seitdem verflossen sind, hat Gott uns Heutigen genugsam gezeigt, daß es diese und keine andere Welt ist, in die er uns stellt. Wir heutigen Christen müssen den Standpunkt revidieren, den unser Meister ihr gegenüber einnahm.

Wir sehen uns genötigt, tief in das Diesseits hinabzusteigen, es von Grund aus zu ergründen, nicht hinwegzugleiten über das, was kraus und unverständlich ist darin. Die Frage: „Warum?" gewinnt an Gewicht, nun wir uns ganz auf die Erde angewiesen sehen, nun wir nicht mehr von ihr flüchten können in die blaue Ferne.

Wir sind nicht undankbar gegen das, was Gott uns „mit seinem lieben Sohn beschert". Er hat uns in ihm einen Weg gezeigt, der aus dem Dunklen ins Helle führt. Aber dieser Weg, dessen Ende wir nicht abzusehen vermögen, bleibt ein Weg durch Sünde, Kreuz und Tod, und wir können nicht aufhören, diese Tatsache als ein Problem zu empfinden.

Nicht Neugier, nicht Fürwitz treibt uns, nicht der größenwahnsinnige Wunsch, daß wir zu Gericht sitzen wollten über den Schöpfer der Dinge. Nein, ein kindliches Verlangen drängt uns mit übermächtiger Gewalt zum Herzen des Vaters hin, und wir möchten ganz den Liebesplan verstehen, den er mit uns hegt. Er soll uns

[1]) Luk. 17, 21.

der Gott der Liebe sein, nicht obwohl es in dieser Welt so verworren zugeht, nein, wir möchten gerade auch darin seinen Liebeswillen erkennen.

Warum hat Gott die Welt erschaffen?

In dem ersten Kapitel des Alten Testaments, das von dem Anfang und Ursprung der Dinge spricht, lesen wir die inhaltschweren Worte: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn."

Gott ist seiner Einsamkeit überdrüssig. Er will nicht allein sein. So verlangt es den Künstler, nach außen zu wirken, Bilder aus sich herauszustellen, darin sich zu spiegeln und zu erkennen. So gibt es kein größeres Glück für uns Menschen alle, als in geliebten Kindern uns wieder zu finden.

„Gott will sein Selbst genießen", so drückt es ein Mystiker aus.

Das ist der Grund, aus dem Sünde und Tod mit dieser Welt verbunden sein müssen. Sünde ist Trennung von Gott. Wenn es uns Erdenkinder nicht triebe, uns von dem Vater im Himmel zu trennen, abzusondern und zu entfernen, so würde Er mit sich allein bleiben. Wenn aber der Tod nicht wäre, der alle Kreatur immer wieder in Gott zurückführt, so würden wir umgekehrt uns ihm ganz entfremden und aufhören, sein Spiegelbild zu sein. Ohne Sünde würde die Welt kein Gegenstand des Genusses für Gott sein können. Und ohne den Tod würde es etwas anderes als sein Selbst sein, was er darin genösse.

„Es wird Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße tut, vor neunundneunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen[1])." Ganz zwei zu sein mit Gott zugleich und ganz eins: das ist die Aufgabe der Welt, ist die Aufgabe jedes einzelnen von uns.

Wird diese merkwürdige Doppelaufgabe sich je auf weniger schmerzliche Weise erfüllen lassen? Wird Gott sein Selbst je ohne Kampf genießen? Wird das goldene Zeitalter einmal kommen, wo

[1]) Luk. 15, 7. Vgl. Matth. 18, 13.

wir zwei sind mit Gott, ohne zu sündigen, wo wir eins bleiben mit ihm, ohne den Tod als Erzieher zu brauchen?

Wir wissen es nicht.

Wir wissen nur, daß die Entwicklung bisher nach der entgegengesetzten Richtung gegangen ist. Je höher auf der Stufenleiter ein Geschöpf steht, um so mehr wächst seine Fähigkeit zu leiden. Das Tier stirbt schmerzlicher als die Pflanze, der Mensch schmerzlicher als das Tier. Wer fiele tiefer als der gefallene Engel? Wer wäre teuflischer versucht als in der Wüste Christus? Und wo gäbe es ein Leiden, das dem gleich käme, das er erlitten hat?

Ich habe das Gefühl, als ob dieses Leiden Jesu bislang noch nie in seiner ganzen Bedeutung gewürdigt wäre. Man hat es als ein einmaliges Ereignis aufgefaßt. Man hat ein stellvertretendes Leiden daraus gemacht.

Uns, die wir anfangen, uns in anderen und andere in uns zu erleben, denen für fremdes Leid gleichsam ein sechster Sinn aufzugehen beginnt, uns dämmert die Ahnung, daß es sich hier vielmehr um ein allgemeines Naturprinzip handelt. Das Leiden Jesu ist mehr als eine historische Tatsache. Es vollzieht sich ständig. Es kann sich keiner darin vertreten lassen, ein jeder von uns muß es auf sich nehmen. „Der Jünger ist nicht über seinen Meister, noch der Knecht über den Herrn[1])." „Ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß ihr tut, wie ich euch getan habe[2])."

Stets werden auch wir unser Gethsemane, unser Golgatha haben. Wir mögen uns in unseren besten Augenblicken noch so sehr erhoben fühlen über den Wechsel der Zeit: wir werden doch von ihr umfangen bleiben und müssen es nach Gottes Weltplan sein. Der Tod ist eine schwere, schwere Sache, auch für den lebendigsten Menschen. Selbst von dem Gottessohn heißt es, daß im Garten zu Gethsemane „sein Schweiß wie Blutstropfen[3])" ge-

[1]) Matth. 10, 24; Luk. 6, 40; Joh. 13, 16; 15, 20.

[2]) Joh. 13, 15.

[3]) Luk. 22, 44.

worden sei. Und dreimal hat er zum Vater gebetet, daß dieser Kelch an ihm vorübergehe, wenn es möglich sei[1]).

Es ist nicht möglich gewesen.

„Wenn Gott in seiner Linken den ewig irrenden Drang nach Wahrheit und in seiner Rechten die reine Wahrheit selbst hielte, ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und spräche: Vater, gib! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein." So lautet ein berühmter Ausspruch Lessings. Statt „Wahrheit" könnte man auch „Glück" sagen. „Nur Narren glauben, zum Glück geboren zu sein", hat einmal Bismarck ausgerufen. Nie werden wir dem Grundgesetz alles Lebens entgehen, das Goethe einmal in die Worte gefaßt hat: „Alles gaben Götter, die unendlichen, ihren Lieblingen ganz. Alle Freuden, die unendlichen, alle Leiden, die unendlichen, ganz."

Sagt an, ihr Frauen, was ist es, das euch in den Arm des Mannes treibt mit übermächtiger Gewalt? Harrt euer dort Glück und Freude allein? Wenn ihr euer Herz einem Sterblichen schenkt, sind es nicht neue Angriffsflächen, die ihr dem Tode bietet? Nicht nur für euer eigenes Leben, auch für das eures Gatten, eurer Kinder müßt ihr nun zittern. Und doch umfaht ihr mit Inbrunst dies Dasein, das zwischen den Höhen des Glücks und den Tiefen des Schmerzes melodisch schwingt. Die Ehelose, die in lust- und leidloser Mittelmäßigkeit ihre ebene Straße zieht, erscheint euch ärmlich und leer. Und noch unter Tränen bekennt ihr, daß „selig sind, die da Leid tragen"[2]).

Die Vorstellung, die der Christ sich vom Jenseits zu machen pflegt, gleicht auf ein Haar dem mönchischen Ideal. Kampfloser Friede, nichtstuerische Beschaulichkeit ist sein Inhalt. Es ist die Flucht vor dem Leben. Es ist ein Zehren von dem, was andere für uns erkämpft haben. Es ist die zum Grundsatz erhobene Unfrucht-

---

[1]) Matth. 26, 39. 42. 44; Mark. 14, 35. 36. 39. 41; Luk. 22, 42—44. — Vgl. Matth. 26, 38; Luk. 12, 50; Joh. 12, 27.

[2]) Matth. 5, 4.

barkeit. Es ist der Weg ins Nichts. Wir, die wir das Mönchstum für das Diesseits abgetan haben, wir wollen damit endlich auch in unseren Gedanken an ein Jenseits aufräumen.

Der Krieg hat seine wilde Poesie. Die alten Deutschen wußten, warum sie die Seelen der im Streit Erschlagenen nach Walhall reiten ließen. Es herrscht eine seltene Übereinstimmung unter den Völkern, daß der Tod auf dem Schlachtfeld der edelsten einer ist. Haben nicht auch wir es an uns selbst erfahren, wie Gottes Auge mit Wohlgefallen auf seinen Kriegern ruht? Ganz zwei mit Gott und ganz eins: wann sind wir trotziger in unserer Ichheit, wann hingegebener zugleich in GottesWillen, als wenn wir, mit einer Welt von Feinden im Kampf, zu sterben bereit sind!

Die Schlacht birgt ihre Schmerzen. Wir können sie nicht beseitigen. Aber wir haben den Mut, sie zu bestehen. Wir stählen unseren Mut, indem wir uns vergegenwärtigen, daß diese Schmerzen notwendig sind, daß sie im Liebeswillen des Vaters beschlossen liegen. Das ist der Weg, auf dem wir — einer Welt von Widerwärtigkeiten zum Trotz — „Leben und volles Genügen“ suchen.

„Der Krieg ist der Vater aller Dinge.“ So war es, so ist es, und so wird es immer sein, in dieser Welt wie in jeder anderen. Der ewige Friede aber wäre der ewige Tod.

Von demselben Verfasser:

Christentum und Antike

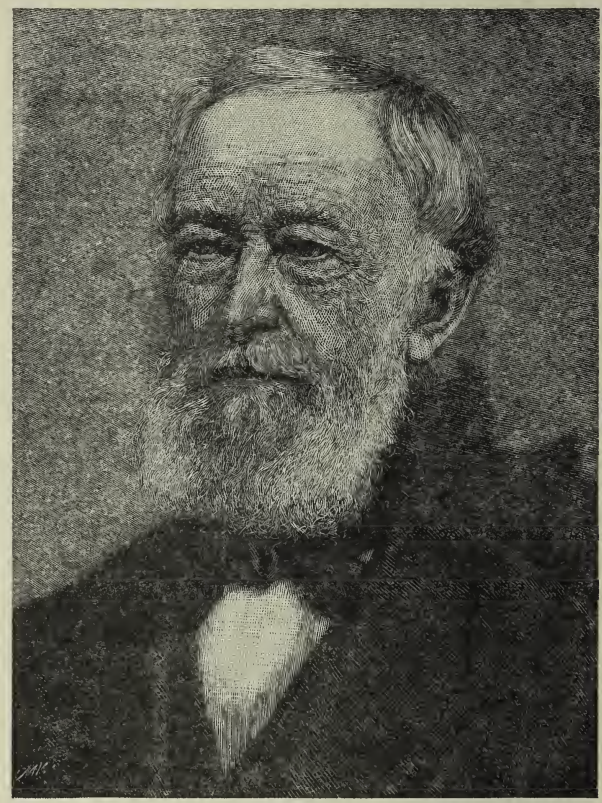
Von einem deutschen Romfahrer

Pappband 1,80 ℳ

Leipzig 1914 — Verlag E. Haberland

Dreihundert berühmte Deutsche

Bildnisse in Holzschnitt von M. Klinkicht. Lebensbeschreibungen von Dr. K. Siebert. Großes Format. 624 S. in Leinw. gebd. 5.50 M.



Alfred Krupp

Da ziehn sie alle an unsern Augen vorüber, die Bahnbrecher neuer Ideen, die Männer der Arbeit, die Schöpfer der Kunstwerke und des Schrifttums, die Prediger auf der Kanzel wie auf der Schaubühne, die Helden des Krieges, wie die, welche seine Wunden heilen ..... (Liter. Handweiser)

Die Bilder erinnern in ihrer kraftvollen markigen Art an Meister Dürer. Vor allem sind sie geeignet, den Blick für das Geheimnisvolle der Menschengesichter zu üben .... Der Text zu den Bildern besteht in knappen, aber das Wesentlichste erschöpfenden Lebensbeschreibungen. Alten und Jungen wird das Buch eine hohe Freude sein. (Der Volkserzieher)

Lienhard als Führer zur Stille

ist ein Aufsatz überschrieben, den Prof. Dr. Georg Wehrung in der zum 50. Geburtstag des Dichters erschienenen Gierkeschen Festschrift „Fr. Lienhard und wir" veröffentlicht (Stuttg. 1915, Greiner & Pfeiffer, 1 M.). Darin heißt es zum Schluß:

> Man könnte viel vom Kämpfer Lienhard erzählen. Er hat wahrlich um das Recht seines Wesens bitterlich kämpfen müssen. Auch seiner engeren Heimat ist er, der treue Wächter, als Rufer im Streit wohlbekannt. Doch hat er seine Kämpfe segnen dürfen. Vielleicht wäre er ohne sie nicht der Meister der Stille geworden, als der er jetzt vor uns steht. Wird unser deutsches Volk nach dieses schweren Krieges Wehen die Kraft finden, diesem Führer zur Stille aufmerkendes Gehör zu schenken?

Eine gewisse Berechtigung, die Frage Wehrungs bejahend zu beantworten, gibt der anhaltende Erfolg der Lienhardschen Bücher. Es konnten in letzter Zeit in neuen Auflagen ausgegeben werden:

Oberlin. Roman aus der franz. Revolutionszeit im Elsaß. Buchschmuck von Kurt Jäckel. 23. Auflage. Geheftet 4.50 M., gebunden 5.50 M.

Der Spielmann. Roman. 15. Auflage. Geheftet 3 M., gebunden 4 M.

Der Einsiedler und sein Volk. Novellen. 6. Auflage. Geheftet 2.50 M., gebunden 3.50 M. (Diese Novellen sind das zuletzt erschienene erzählende Werk Lienhards.)

Thüringer Tagebuch. Buchschmuck von Ernst Liebermann. 13. Auflage. Geheftet 3 M., gebunden 4 M.
„Feinsinnig sich anschmiegende Schilderung und weitausgreifende Betrachtung wechseln ab."

Wasgaufahrten. Buchschmuck v. K. Spindler. 4. Aufl. Geheftet 2.50 M., gebunden 3.50 M. „Ein Wander- und Weltanschauungsbuch zugleich."

Helden. Gestalten und Geschichten. Buchschmuck von Kurt Jäckel. 2. Aufl. Geheftet 3 M., gebunden 4 M.
„Lienhard ist schon in den neunzehn Bildern, die er unter dem Sammelnamen ‚Helden' zusammenfaßt, ein vollendeter Künstler." (Roseggers Heimgarten)

Neue Ideale. Gesammelte Aufsätze. 2. Auflage. Geheftet 4 M., geb. 5 M.

Parsifal und Zarathustra. Vortrag. 3. Auflage. Geheftet 60 Pfg.

3 0112 072646703

Deutschlands europäische Sendung. Kriegsgedanken. 18. Tausend. 50 Pfg.
Schillers Gedichtentwurf Deutsche Größe. Von Lienhard. 2. Aufl. 50 Pfg.
Lebensfrucht. Gesammelte Gedichte. Buchschmuck von Herm. Hirzel. 4. Auflage. Geheftet 4 M., geb. 5 M. (Enthält auch die Kriegsgedichte.)
Heldentum und Liebe. Kriegsgedichte. 5. Auflage. Kart. 1 M.
Die Schildbürger. Eine Frühlingsdichtung in zehn Gesängen. Buchschmuck von Herm. Hirzel. 2. Auflage. Gebunden 3 M.

„Der Frühling in seiner ganzen Herrlichkeit glänzt und duftet aus diesem anmutigen und ergötzlichen Poem." (Kölnische Volkszeitung)

Lesebuch aus Friedrich Lienhards Werken. Ausgewählt und herausgegeben von P. J. Kreuzberg. Gebunden 1 M. (Eine glückliche Auswahl, besonders fürs Feld und für die heranreifende Jugend.)

Friedrich Lienhards dramat. Werke:

Till Eulenspiegel. Narrenspiel in 3 Teilen. 4. Aufl. 2.50 M., geb. 3.50 M.
Münchhausen. Lustspiel. 2. Auflage. 2 M., gebunden 3 M.
König Arthur. Trauerspiel. 3. Auflage. 2 M., gebunden 3 M.
Gottfried von Straßburg. Schauspiel. 2. Auflage. 2 M., gebunden 3 M.
Odilia. Legende. 2. Auflage. 2 M., gebunden 3 M.
Wieland der Schmied. Dramatische Dichtung. 3. Auflage. 2 M., geb. 3 M.
Wartburg. Dramatische Dichtung in drei Teilen: „Heinrich von Ofterdingen", „Die heilige Elisabeth", „Luther auf der Wartburg". 3. Auflage. Je 2 M., geb. 3 M.; in einem Band 5 M., geb. 6 M.
Odysseus auf Ithaka. Dramatische Dichtung. 2. Aufl. 2 M., geb. 3 M.
Ahasver am Rhein. Trauerspiel. 2 M., gebunden 3 M.

Wege nach Weimar

Beiträge zur Erneuerung des Idealismus. Von Friedrich Lienhard. Mit Bildnissen. 3. Auflage. 6 Bände. Jeder Band gebunden 4 M.

Erster Band: Heinrich von Stein — Emerson. Zweiter Band: Shakespeare — Homer. Dritter Band: Friedrich der Große. Vierter Band: Herder — Jean Paul. Fünfter Band: Schiller. Sechster Band: Goethe. Am Schluß jedes Bandes ein reichhaltiges „Tagebuch".

In diesem Werke hat Lienhard an der Hand der Großen und in zahlreichen Einzelaufsätzen seine ästethische und ethische Kunst- und Lebensanschauung niedergelegt.

Lienhard ist in der Tat der rechte Wegweiser in das Gebiet des deutschen Idealismus, der Seele der deutschen Kultur. Die „Wege nach Weimar" weisen den Weg zu seiner freien geistigen Höhe durch den heldenhaften Kampf mit der Welt. Die Dichtungen Lienhards symbolisieren immer wieder den Lebenskampf des Menschen schlechthin. Sein Leben ist ein Kampf gegen die Welt der Erwerbsliteraten und des Aesthetizismus der Gegenwart. Wohl wenige haben so innerlich wie er die Bedeutung des Weltkrieges erlebt, der schon 1913 in seinem „Spielmann" prophetisch schrieb: „Ich habe ein Vorgefühl, als ob unserm ganzen Europa eine Titanic-Katastrophe bevorstehe. Da fällt alles Schwärmerische und Unechte ab, und es bleibt bestehen Wahrhaftigkeit und Liebe, jene Liebe, die zugleich Güte und Treue ist." Die Worte eines Alexander von Gleichen-Rußwurm zeichnen Lienhard zutreffend:

„Du hast als Dichter, hast als Mensch gewahrt
Den reinen Sinn für echte deutsche Art,
Wegweiser in der Edelsten Gebiet." (Deutsche Rundschau, Nov. 1916)